

Prof. Dr. Dr. h.c. Doris Knab

Was macht die Universität mit den Frauen?

Festvortrag

anlässlich der Auftaktveranstaltung zum Jubiläum

"100 Jahre Frauenstudium an der Universität Tübingen"

am 21. April 2004

Vor hundert Jahren, im Sommersemester 1904, haben die ersten drei Frauen sich hier an der Universität Tübingen regulär immatrikulieren und ein ordentliches Studium beginnen können. Inzwischen sind über die Hälfte der Studierenden Frauen, und seit gut zwanzig Jahren stehen Frauen als Vizepräsidentinnen und Prorektorinnen mit an der Spitze der Universität. Ich bin eine aus der langen Reihe Tübinger Studentinnen und, wie Sie sehen, inzwischen zur professoralen Festrednerin avanciert. Frauen können es also weit bringen an dieser Universität, und sie können das ein ganzes Jubeljahr lang demonstrieren. Dabei stoßen sie auf so viel Interesse, daß der für viele von uns so erinnerungsträchtige Lesesaal im Bonatzbau heute für die Gäste nicht ausreicht. Was hat also die Universität in diesen hundert Jahren mit ihren Studentinnen gemacht? Offensichtlich das Allerbeste!

Seltsam nur, daß die Frauen dieser Universität nach dem ersten Abschlußexamen, spätestens nach der Promotion, so viel häufiger den Rücken kehren als die Männer! Die Zahl der Professorinnen wächst ja mitnichten proportional zum Studentinnenanteil, auch wenn man einen gebührenden zeitlichen Abstand einkalkuliert. Was macht die Universität da bloß mit den Frauen?

Die erste Antwort lautet: Sie weiß es nicht. Zugleich scheint sie es aber recht gut, nur allzu gut zu wissen. Und immer stärker drängt sich eine dritte Vermutung auf: Ganz genau will sie es lieber nicht wissen. Immer neue Verbindungen von Wissen und nicht wissen wollen bestimmen nach meinem Eindruck den Umgang der Universität mit den Frauen bis heute.

Sie weiß es nicht

Aber noch sind wir im Jahr 1904, und für die Anfänge des Frauenstudiums gilt voll und ganz: Die Universität weiß nicht, was sie mit diesen Frauen anfangen, was sie mit ihnen machen soll.

Die Frauen hingegen wissen ganz genau, was sie von der Universität wollen: Zugang zu Bildung und durch Bildung zum Beruf, auch zu akademischen Berufen. Das gilt für alle Gruppierungen der sie tragenden Frauenbewegung, so verschieden deren Vorstellungen von Bildung für Frauen, von Frauenrechten und Frauenpflichten auch sind. Diesen Zugang suchen auch die Eltern für ihre Töchter, die im 19. Jahrhundert keine lebenslange Versorgung in der Herkunftsfamilie mehr erwarten können, wenn sie nicht heiraten. So gehen höhere Mädchenschulen nicht selten auf Elterninitiativen zurück, so wie heute pädagogische Alternativen zu den staatlichen Schulen.

Zunächst begehren nur einzelne Frauen von ganz unterschiedlichen Bildungswegen aus Einlaß in die Universität. So kann die sich von einer Einzelfallregelung zur nächsten hangeln. Frauen werden – stets widerruflich – mit Zustimmung der betroffenen Dozenten als Hörerinnen, in manchen Fächern als außerordentliche Studentinnen zugelassen. So kommen Studienbiographien wie die der Gräfin von Linden zustande, deren Promotion schon im Jahr 1895 sich die Universität Tübingen heute zur Ehre anrechnet.

Nach Baden (1900) und Bayern (1903) muß aber auch die württembergische Regierung dem gesellschaftlichen Druck nachgeben, Frauen generell zuzulassen, und die Universität Tübingen erkennt, daß weiterer Widerstand zwecklos ist. Ein königlicher Erlaß vom 16. Mai 1904 genehmigt, „daß reichsangehörige weibliche Personen unter den gleichen Voraussetzungen und in der gleichen Weise, wie männliche Personen an der Universität Tübingen als ordentliche Studierende immatrikuliert werden“.

Nun kann nur noch geschickte Auslegung der geforderten gleichen Voraussetzungen helfen, um den befürchteten Andrang zu kanalisieren. Im Jahr 1907 sind es ja schon 10 Studentinnen gegenüber rund 1700 Studenten! Die einzelnen Fakultäten verhalten sich ihnen gegenüber nach dem Sankt Floriansprinzip: Möge es doch die

Nachbarn treffen – die anderen Fakultäten, und wenn schon das eigene Fach, dann bitte in Baden oder Bayern, am besten gleich in der Schweiz, wo sich dem Vernehmen nach die absonderlichsten Gestalten rauchend und in Männerkleidern an den Universitäten tummeln. Wie diese Abwehrmanöver im einzelnen verliefen, das werden wir in der Ringvorlesung dieses Semesters hören und vor allem in vielen Fakultätsausstellungen anschaulich vorgeführt bekommen. In der Wandelhalle der Universitätsbibliothek können wir gleich nachher einen Eindruck davon gewinnen.

Mit ihrem Pochen auf gleichartige, nicht nur gleichwertige Zulassungsvoraussetzungen für Frauen hat die Universität unvermerkt sogar mitgeholfen, den Mädchen direkte Wege zum Abitur zu bahnen. Zwar ist es im sparsamen Württemberg lange bei dem einen, 1899 in Stuttgart gegründeten privaten Mädchengymnasium geblieben, dessen erste Abiturientinnen zugleich die ersten ordentlichen Studentinnen in Tübingen waren. Aber ab 1909 können Mädchen zu den höheren Knabenschulen zugelassen werden. Allerdings stuft man sie dort gleich beim Eintritt um ein Jahr zurück: sie sollen sich nicht überanstrengen!

Doch das von diesen Schulen und erst recht von der Universität so hochgehaltene Leistungsprinzip kann die Frauen nicht schrecken. Sie zeigen sich den Anforderungen durchaus gewachsen. Noch heute haben sie im Schnitt die besseren Noten. So merkt die Universität allmählich, was sie an der Leistungsfähigkeit der Frauen und an deren Bildungshunger hat. Bald weiß sie sehr gut, was sie am besten mit ihnen macht, aus den Frauen macht, zu unser aller Bestem.

Sie weiß es immer besser

Immer besser weiß die Universität, wie kurzsichtig es wäre, Frauen weiterhin von wissenschaftlicher Bildung fernzuhalten. Gerade in einer sich immer weiter ausdifferenzierenden Berufswelt, auch in den akademischen Berufen, können Geschlechtsunterschiede produktiv zur Geltung kommen.

Selbstverständlich verkörpert die Universität die strenge Objektivität und damit Geschlechtsneutralität der Wissenschaft. Aber gerade dadurch gibt sie den Frauen die Möglichkeit zu erkennen, für welche Fächer und welche Berufssparten sie besonders geeignet sind. Sie läßt die studierenden Frauen selber das spezifische

weibliche Arbeitsvermögen entdecken, das die Soziologen später dann auf den Begriff gebracht haben.

So kristallisieren sich seit Anfang des 20. Jahrhunderts akademische Frauenberufe heraus, insbesondere in den Lehrämtern und im Bereich der Sozialarbeit. Hier kann sich die von der Frauenbewegung erhoffte Spirale bilden, in der „studierte“, gebildete Frauen die Mädchen- und Frauenbildung heben. Schwieriger ist es in der Medizin, obwohl eine der Begründungen für das Frauenstudium stets die Forderung von Ärztinnen für Frauen war. Noch schwerer tut sich die Jurisprudenz, von der Theologie zu schweigen. Aber auch in diesen klassischen Professionen zeichnen sich allmählich Sektoren ab, in denen Frauen wirken können.

Immer besser weiß die Universität, daß das Frauenstudium die Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft nicht durcheinanderbringen muß. Gerade der vornehmste Beruf der Frau, der Beruf der Gattin und Mutter, profitiert davon. Denn es bleibt selbstverständlich – und wird durch Gesetzgebung und Laufbahnverordnungen gestützt - , daß die für einen doppelten Beruf ausgebildete Frau jeweils nur einen davon ausübt: den Erwerbsberuf oder den in der Familie. Ausnahmen aus wirtschaftlicher Not oder in Kriegszeiten bestätigen die Regel.

Im Jahr 1888, als es um die Zulassung der Gräfin von Linden ging, hatte Kanzler Rümelin deren Onkel noch geschrieben: „Ich wäre übrigens immer der Meinung, daß für ein Fräulein, das Lust hat, Doktorin genannt zu werden, das Mittel einem Doktor ihre Hand zu bieten, jedenfalls viel leichter und bequemer wäre, als ein Examen rigorosum zu bestehen.“ Seit den 20er Jahren und noch in meiner Studienzeit heißt es dann weniger galant: „Wer mit fünfundzwanzig seinen Doktor nicht hat, muß ihn selber machen.“

Die Studentinnen nehmen derlei Sprüche mit Humor und sehen insbesondere seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs die ganze Welt der akademischen Berufe für sich offen. Sie sind ja aufgewachsen in Kriegszeiten, in denen man Frauen mit großer Selbstverständlichkeit alles zutraute. Irritierend für meine Generation nur, wie sich mit der Normalisierung der Verhältnisse in den 50er Jahren genau so wie nach dem Ersten Weltkrieg die alte Geschlechterordnung wieder herstellt. War in Tübingen die

Zahl der Studentinnen während des Zweiten Weltkriegs von nicht ganz 200 auf rund 1600 emporgeschwungen, halbiert sich ihre Zahl nach Kriegsende. Und während seit den 50er Jahren die Gesamtzahl der Studierenden kontinuierlich kräftig steigt, erreichen die Studentinnen erst um 1970 einen Anteil von rund 30% daran. Es gibt wieder Männer- und Frauenfächer, Männer- und Frauenberufe, und Berufsausübung ist für Frauen ein Durchgangsstadium bis zu den Familienpflichten.

In den 70er, stärker noch in den 80er Jahren keimt schließlich der Verdacht, daß gerade die betonte Geschlechtsneutralität von Schule und Universität Geschlechterverhältnisse reproduziert, die so naturgegeben nicht sind, wie sie scheinen. Wissenschaft als Beruf bietet ein deutliches Beispiel dafür. Weiß die Universität vielleicht nur allzu gut, wie sie von den Frauen für ihre Selbstreproduktion als Männergesellschaft profitieren kann?

Sie weiß es nur allzu gut

Schaut man nämlich genauer hin, merkt man, wie stark der Faktor Geschlecht in den Bedingungen wirkt, die eine Karriere in der Wissenschaft fördern oder hemmen.

In der Fächerwahl wirken sich nach wie vor geschlechtsspezifische Sozialisationserfahrungen, Berufs- und Lebenserwartungen aus. Aber auch in Fächern mit hohem Frauenanteil erfahren Studentinnen keine besondere Ermutigung, nach einem ersten Studienabschluß weiterzumachen.

Grobe direkte Abwehr von Frauen ist selten geworden. Aber man ist in den Fächern doch alarmiert, wenn der Frauenanteil stark wächst. Noch vor wenigen Jahren hat ein Repräsentant der Psychologen erklärt, das Überhandnehmen der Frauen im Psychologiestudium werde zur Abwertung des Faches führen – wissenschaftlich und natürlich auch ökonomisch, denn in Frauenberufen zahlt man schlechter.

Insgesamt vermittelt die Universität den Studentinnen, je tiefer sie in den Wissenschaftsbetrieb eindringen, mehr Fremdheits- als Zugehörigkeitsgefühle. Das produktiv realitätsverarbeitende Subjekt weiblichen Geschlechts fragt sich also je länger desto mehr, ob es an der Universität auf Dauer am rechten Platz ist. Es empfängt widersprüchliche Signale. Mehr Frauen in die Wissenschaft, heißt die offizielle Parole. Programme, die mehr Frauen in die Wissenschaft bringen sollen,

verbinden sich aber auf merkwürdige Weise mit Defizithypothesen: als ob die Mängel, die es zu beheben gilt, bei den Frauen und auf keinen Fall bei der Institution Universität und bei den Formen der Selbstreproduktion von Wissenschaft zu suchen seien.

Der abwartenden Haltung der Studentinnen korrespondiert die abwartende Haltung der ja meist männlichen, aber durchaus wohlwollenden Professoren. Beide Seiten haben im Hinterkopf die Frage, ob sich nicht doch eines Tages die Alternative wissenschaftliche Karriere oder Familie stelle. Für Vereinbarkeit zu sorgen, hieße an den Grundfesten der Wissenschaft rütteln. Außerdem verlangt es viel Selbstverleugnung von den arrivierten Männern an der Universität, das häusliche Stützsystem zu unterminieren, dem sie ihr eigenes Fortkommen zum guten Teil verdanken. Auch ihre Frauen wollen sich nicht unnötig geopfert haben. Hier springt der Zusammenhang der expliziten wie der impliziten Leistungskriterien der Universität mit der tradierten gesellschaftlichen Arbeitsteilung der Geschlechter ins Auge.

So haben bei Stellenknappheit Frauen auch in Fächern mit hohem Frauenanteil geringere Chancen auf eine Qualifikationsstelle. Sie dürfen auf dem Stipendienweg und auf dem Weg kurzfristiger Beschäftigungen probieren, ob sie es schaffen. Auch die Universität hat ihren nach Geschlecht gespaltenen Arbeitsmarkt.

Es gibt aber weit verdecktere Rekrutierungsmuster, die erklären, warum ein solches Mißverhältnis zwischen den formellen Zugangsrechten zu einer Universitätskarriere und den Möglichkeiten ihrer Wahrnehmung besteht. Sozialisation von Frauen an der Universität läßt sich in vielfacher Hinsicht als Marginalisierungsprozeß beschreiben. Ganz gleich, wo man die Sonde ansetzt, zutage kommt das, was man „hidden curriculum“ nennt: nicht die bewußte Benachteiligung, sondern die Wirkung nicht expliziter Kriterien, die den Beteiligten als Handlungsmaximen gar nicht bewußt sein müssen.

Frauen bringen den heimlichen Lehrplan der Selbstreproduktion der Universität durcheinander, genauer: sie bringen ihn zutage, indem sie ihn stören. Sie passen nicht ohne weiteres in die gleichgeschlechtliche Sozialisation, die sich an männlichen

Lebensperspektiven orientiert. In der Mentorenbeziehung, in der wissenschaftliche Karrieren angebahnt werden, verschränken sich gegenüber Frauen qualifikationsbezogene und geschlechtsbezogene Erwartungshaltungen, wird die Berufsrolle mit der Geschlechtsrolle verquickt. Das auffallendste Indiz dafür ist die Beanspruchung der als weibliche Stärke angesehenen interpretativen und reproduktiven Fähigkeiten in der Zuarbeit, in der Lehre und in der Beratung. Frauen können auf diese Weise die berühmte geistige Mütterlichkeit in der Universität in einer Weise verkörpern, die sie für Dauerdienstleistungen prädestiniert und sie als Wissenschaftsproduzentinnen nicht in Erscheinung treten läßt. Als Identifikationsfiguren, die junge Frauen in die Wissenschaft ziehen, sind sie dann nicht sehr geeignet – so wenig wie die Frauen, die sich durch Überanpassung an das männliche Wissenschaftlermodell hervortun.

Ganz gleich, ob solche Zuschreibungen ein besonderes weibliches Arbeitsvermögen im Blick haben oder die Anpassung an das männliche Modell: sie machen Geschlecht zum Unterscheidungskriterium. Und die immer neue Stabilisierung des Verhältnisses von Normalität und Ausnahme entlang dieser Linie läßt es nicht dazu kommen, daß Wissenschaftlerinnen zur „kritischen Masse“ an der Universität werden. Also bleibt das tradierte Modell in Kraft, als in der Natur der Sache, nämlich der Wissenschaft liegend.

Nun sind diese Mechanismen des „gendering“ in den verschiedenen Lebensbereichen, auch in der Universität, recht gut erforscht. Könnte es sein, daß ausgerechnet diese der Wissenschaft verpflichtete Institution die Augen davor verschließt? Will die Universität am Ende gar nicht so genau wissen, was sie mit den Frauen macht?

Sie will es nicht wissen

Schon 1985 ist die Universität aufgestört worden, als im novellierten Hochschulrahmengesetz plötzlich stand: „Die Hochschulen wirken bei der Wahrnehmung ihrer Aufgaben auf die Beseitigung der für Wissenschaftlerinnen bestehenden Nachteile hin.“ Sie und die zuständigen Ministerien haben reagiert wie immer, wenn sie zum Handeln aufgefordert werden, wo sie gar keine Probleme sehen: sie haben ein Amt geschaffen. Also gibt es Frauen- oder

Gleichstellungsbeauftragte, als Amt für Frauen, im Doppelsinn des Wortes. Außerdem haben Bund und Länder in den Hochschulsonderprogrammen Mittel eingeplant, die einen Promotions- und Habilitationsschub bei Frauen auslösen sollten. Also ganz im Stil der Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts: Frauenförderung als Qualifizierungsprogramm. Beides ist zweischneidig, die Frauenämter und die Sonderprogramme.

Die Sonderprogramme bieten Wiedereinstiegsstipendien für Frauen, die nach einer Familienphase einen neuen Anlauf wagen wollen und sollen. Außerdem sehen sie Kontaktstipendien für Frauen vor, damit während einer solchen Phase die wissenschaftliche Arbeit nicht völlig abbricht. Sie konzentrieren sich also auf die sog. „Vereinbarkeitsproblematik“, die man nach wie vor auf die Frauen beschränkt sehen will. Für sie heißt „Familie haben“ nach wie vor etwas anderes als für Männer.

Wenn die Wirkung solcher Programme nicht verpuffen soll, hängt alles davon ab, wie der Hauptweg der Qualifizierung während ihrer Laufzeit verbessert wird. Bis jetzt ist es aber kaum gelungen zu verhindern, daß die engen Sonderwege zum Normalweg für Frauen werden. Die Wiedereinstiegsstipendien haben sich als nützliche Erste Hilfe erwiesen, wo Karrieren abzubrechen drohen. Es hat an den Universitäten auch durchaus beeindruckt, wie Frauen, die man für die Wissenschaft abgeschrieben hatte, nach diesem bescheidenen Anstoß „durchstarten“ – zumal er auch in den Familien als Signal wirkt, Mamas Forscherei sei doch mehr als ein Hobby. Aber solche Hilfen (die im übrigen den männlichen Versorger im Hintergrund einkalkulieren) ändern nichts am Kernübel, nämlich dem Qualifizierungsmuster, das sich am männlichen Berufs- und Lebensmuster orientiert. Die Sonderprogramme haben vielmehr die Illusion genährt, für Frauen stünden genügend Zusatzmittel zur Verfügung, bei den regulären Stellen müsse man sie nicht berücksichtigen.

Schon der geringe Habilitationsschub, den diese Programme gebracht haben, erzeugt massive Konkurrenzängste. Die Männer fühlen sich überrollt und rufen „aufhören!“. So beendet man denn das so wichtige Margarete-v.-Wrangell-Programm. Es scheint, als hätten wir mit großen Mühen eine Umleitung ausgewiesen, die aufgehoben werden soll, ehe die Hauptstraße repariert und frei befahrbar ist.

In ähnlicher Isolierungsgefahr sind die Frauenämter an Hochschulen. Man kann sie, zumal sie viel Arbeit machen, als Beschäftigungstherapie für Frauen nützen, die dann als wissenschaftliche Konkurrenz ausfallen. Es wäre besser, Gleichstellungspolitik zum Lernfeld für Männer auszubauen, die dieses Arbeitsfeld so generös den Frauen überlassen haben und an seiner hochschulpolitischen Isolierung nicht uninteressiert sind.

Die ersten Frauenbeauftragten haben rasch gemerkt, daß es mit Einzelmaßnahmen und isolierten Programmen nicht getan ist, sondern daß wir eine strukturverändernde Politik an den Hochschulen brauchen. Die Entscheidungen über eine solche Politik fallen aber nicht in Frauengremien und nicht unter der Überschrift Frauenfragen. Viele der aktuellen Konzepte zur Verbesserung von Forschung und Lehre wie leistungsbezogene Mittelvergabe, Zielvereinbarungen, Anreizsysteme finden sich schon seit Ende der 80er Jahre in den Empfehlungen der Frauenbeauftragten. Jetzt, fünfzehn Jahre später, steht die Universität unter dem Druck von Strukturveränderungen, die für solche Konzepte eine reale Chance bieten – wenn es denn gelingt, die Veränderungen im Finanzierungs- und Steuerungssystem für Veränderungen der Arbeitsorganisation, der Qualifizierungsmuster und der Personalstruktur zu nützen. Die Frauenbeauftragten und –kommissionen hier an der Universität Tübingen haben Frauenpolitik stets als Querschnittsaufgabe aufgefaßt und angemahnt. Nun wird das in der Politik allenthalben als gender mainstreaming gefordert. Wird das nur eine neue Überschrift bleiben?

Neue Wahrnehmungen?

Wir wissen doch, daß sich unter dem Stichwort Autonomie ein rigoroses Sparprogramm verbirgt und das Leitziel Exzellenz die Verteilungskämpfe enorm verschärft. Aber oft erzeugt erst Mangel wirklichen Veränderungsdruck. Nimmt die Universität vielleicht auch die Frauen nun anders wahr?

Zumindest die Frauenbeauftragten haben es keineswegs leichter. Im Gegenteil: Deregulierung verändert auch die tradierten Willensbildungs- und Entscheidungsverfahren und läßt Mitwirkungsmöglichkeiten schwinden. Die Veränderungen im Verhältnis der Hochschulen zum Staat, ihre neuen Handlungsmöglichkeiten und Leitungsstrukturen erfordern auch neue Ansätze für die

seit 1994 im Grundgesetz verankerte „Förderung der tatsächlichen Gleichberechtigung von Frauen und Männern“. Das Hochschulrahmengesetz überläßt entsprechende Regelungen dem Landesrecht, aber den Verfassern der gerade so leidenschaftlich diskutierten Novelle zum Universitätsgesetz scheint dazu nur eine Generalklausel einzufallen, die so wirksam sein dürfte wie die hehren Bildungsziele in Lehrplan-Präambeln.

Bislang haben wir Frauen vor allem Veränderungen der Rhetorik wahrgenommen. Die Mechanismen der Selbstreproduktion der Wissenschaft als Männerwelt dürfen inzwischen bei Namen genannt werden. Frauen in der Wissenschaft, selbst Geschlechterforschung, erscheinen neuerdings als Innovationspotential, nicht mehr nur als Risikofaktor. Der Wissenschaftsrat hat sogar das Geheimnis gelüftet, daß Kinder Väter haben.

Es ist leicht spotten über diese neue Rhetorik. „Rhetorische Präsenz – faktische Marginalität“ läßt sich mit Angelika Wetterer noch immer diagnostizieren. Aber wir sollten nicht unterschätzen, was es bedeutet, wenn der Wissenschaftsrat so wie in seinen „Empfehlungen zur Chancengleichheit von Frauen in Wissenschaft und Forschung“ (1998) die Geschlechtsneutralität von Wissenschaft als Phantom entlarvt und zeigt, wie die Einflußgröße Geschlecht hier wirkt. Daß er seine Konsequenzen aus diesem Befund um so vorsichtiger verpackt, je brisanter sie sind, wundert mit Politikberatung Vertraute nicht. Man muß sie halt auspacken. Immerhin hat nach dem gütlichen Zureden der damals (1990) noch Westdeutschen Rektorenkonferenz nun ein mit hochkarätigen Wissenschaftlern und sogar Wissenschaftlerinnen bestücktes Kontrollorgan festgestellt, daß gute Hochschul- und Wissenschaftspolitik ohne die Integration der Gleichstellungspolitik nicht mehr zu machen ist.

Das Hochschulrahmengesetz von 1998 kann ein Stück weit helfen, die Veränderungen der politischen Rhetorik in Veränderungen der Politik umzumünzen. Es markiert zumindest die Punkte, bei denen in der Finanzierung (§5), bei der Bewertung der Forschung, der Lehre und der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses (§6) und ebenso bei den Studien- und Arbeitsbedingungen die „tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern“ zum Prüfkriterium werden muß.

Wird die Universität auf dem Weg zur Exzellenz die Frauen nun neu entdecken? Wird sie am Ende gar mit dem fremden, meist leicht ironischen Blick der Frauen sich selber anders wahrnehmen und gemeinsam mit ihnen Besseres aus sich machen? Wird sie die verschiedenen Formen, auch die Maskierungen, in denen Geschlecht als Einflußgröße im Wissenschaftsbetrieb wirkt, prüfend ins Auge fassen? Sie könnte dann entdecken, wieweit sie mit ihrem Einheitsmodell der wissenschaftlichen Karriere binären Kodierungen nach dem Geschlecht aufsitzt, wo wechselnde, variantenreiche Konfigurationen weit produktiver wären – für Männer, für Frauen und für die Wissenschaft. Daß unsere Universität Tübingen sich mit einem beherzten „Attempo!“ zu dieser Entdeckungsreise aufmacht, das ist mein Wunsch für sie zu dem Jubiläum, das wir heute feiern.